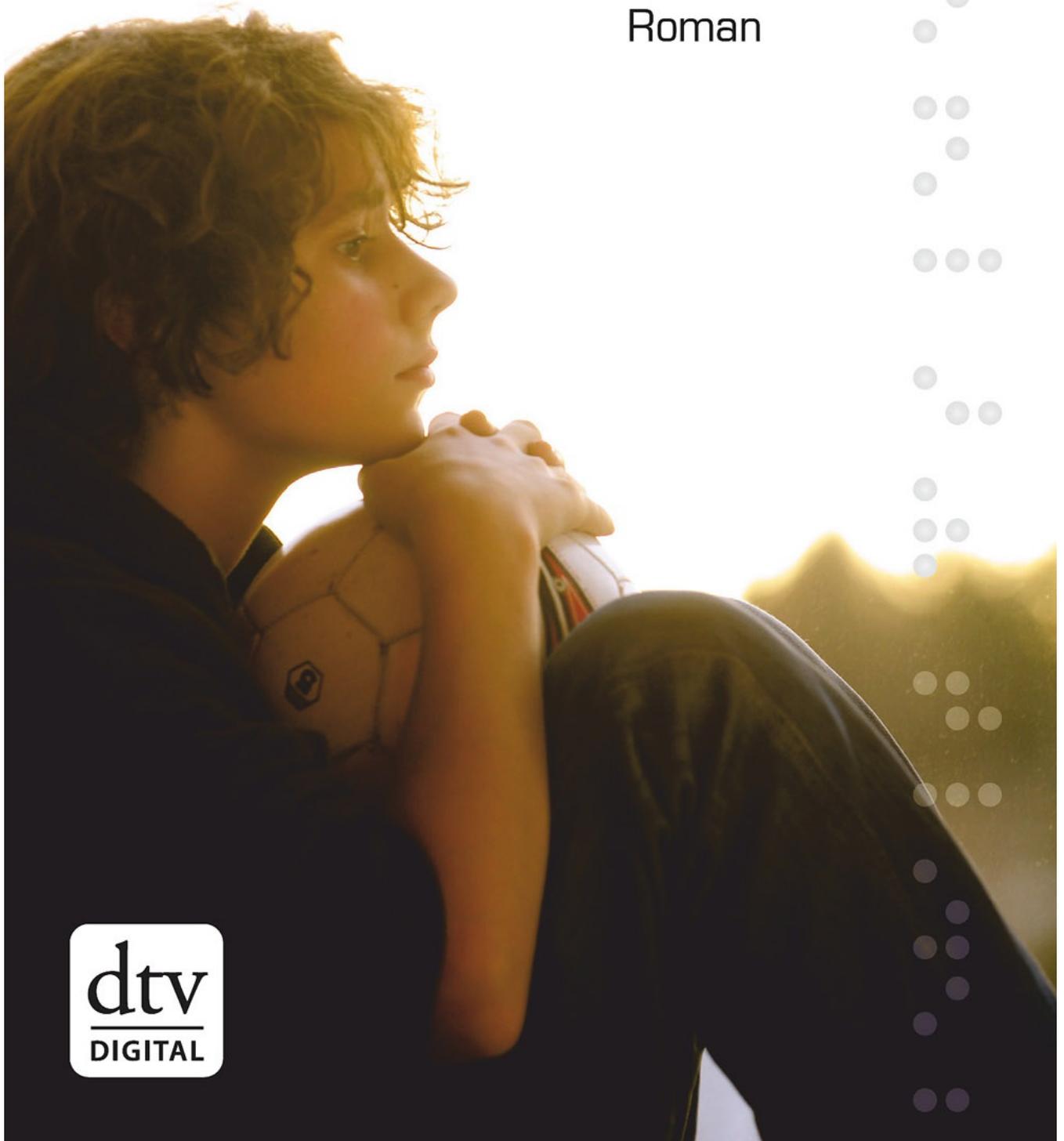


Jaap ter Haar

Behalt das Leben lieb

Roman



dtv
DIGITAL



»Heh!« Gerrit war aufgewacht und drehte sich um. »Heh, was sitzt ihr da und tuschelt?«

»Ach, nichts Besonderes.« Der Student sagte es ganz ruhig, als wäre das Sterben nicht etwas ganz Besonderes. Er schaute jetzt lächelnd zu Gerrit hin.

»Bah«, murmelte Gerrit. »Dass ich jetzt ausgerechnet deine Fassade sehen muss. Ich hab gerade von so einem hübschen Mädchen geträumt. Blond, mit allem Drum und Dran. Sie hat gesagt: ›Gert, komm mal her zu mir.‹ Und verdammt, als wenn ich keine kaputten Füße hätte, ich lief zu ihr hin.«

»Wenn ich du wäre, würde ich jetzt weiterschlafen. Vielleicht kommt das hübsche Mädchen dann wieder zu dir zurück.« Der Student lachte, während Beer zum Heulen zumute war.

»Ach, Mann, geh doch zum Teufel«, brummte Gerrit halb zu sich selbst.

Diese alltägliche Redewendung schnitt Berend ins Herz. Und es schien gerade so, als weine deswegen selbst der Himmel, denn der Wind blies heulend einen neuen Regenschauer an die Fensterscheiben und klatschend spritzten die Tropfen auseinander.

»Wir liegen wenigstens im Trockenen«, sagte der Bäcker. Das war ein schwacher Trost.

An diesem Abend wollte der Schlaf nicht kommen. Immer wieder dachte Beer an das Gespräch mit dem Studenten. Sterben. Das schien das Schlimmste zu sein, was es gab. Aber warum? War das Leben denn etwas so unentbehrlich Schönes? Und wieder: warum?

Beer versuchte, die schönsten Dinge seines Lebens aufzuzählen:

Ferien. Aber wenn man einmal darauf verzichten musste, war es auch nicht schlimm.

Geburtstag. Nun ja.

Sport. Eine ganze Menge Leute war gar nicht sportlich.

Nikolaus, Weihnachten, Silvester. Alles gemütliche, fröhliche Tage, aber unentbehrlich waren sie nicht.

»Nein«, murmelte Beer. Solch eine Aufzählung half nicht weiter. Wegen dieser Dinge wollte man doch nicht eigens leben. Umgekehrt gab es eine Menge hässlicher Dinge und die fielen einem viel schneller ein:

Krieg wie in Vietnam.

Sterben. Und der Student war noch so jung.

Wenn sich Vater und Mutter scheiden ließen.

Klein-Jan, Beers Nachbar, der spastisch gelähmt war und immer in einem Wagen saß.

Armut, Hunger. Und war es nicht schrecklich, wenn man daran dachte, dass drei Viertel der Menschen auf der Erde unter Armut und Hunger litten?

»Seltsam«, flüsterte Beer. Es gab viel mehr schlimme, traurige, schreckliche als schöne Dinge im Leben. Aber deswegen wollte man doch nicht gleich sterben.

Was gab dem Leben dann eigentlich so viel Sinn? Dass man Vater und Mutter liebte, obwohl sie einander manchmal kaum mochten? Und Annemiek? Und Goof und Ben ...? Ja, *das* war es. Unentbehrlich im Leben waren die Menschen, die man liebte. Und *alles* andere – die schönsten und hässlichsten Dinge – kam erst an zweiter Stelle.

»Mann«, sagte Beer erleichtert. Wenn er auch blind war, das Wichtigste war dennoch nicht verloren gegangen. Menschen konnte man auch mit verschlossenen Augen lieben.

Die Tage verrannen. Die Geräusche am Morgen: Thermometerausteilen und Morgenwäsche. Ein nasser Lappen klatschte auf den Fußboden. Die Arztvisite. Der dicke Verband, der so gejuckt hatte, war Gott sei Dank durch einen leichten ersetzt worden, den man mit Pflastern befestigt hatte. Die Geräusche des Mittags: das Essenausteilen, das Geklirr von Messern und Gabeln. Und die klagende Stimme des Junkers: »Ich krieg keinen Bissen runter.«

Meistens führte Schwester Ria Beers Hand, manchmal auch der Student.

»Versuch jetzt mal, *allein* zu essen«, hatte er eines Mittags gesagt. »Rechts auf deinem Teller liegt das Fleisch, es ist in kleine Stücke geschnitten. Das andere hab ich mit der Gabel zerdrückt.«

»Ach, ich klecker bloß«, hatte Beer abgewehrt.

»Das macht doch nichts! Später wirst du nicht mehr kleckern.«

»Ich kann es nicht sehen.«

»Du kannst es doch fühlen? Fledermäuse sind auch blind. Trotzdem fliegen sie fehlerfrei um Bäume herum, durch Zweige hindurch, an einer Wand oder einem Dach entlang. Und weißt du, warum?«

»Nein.«

»Jeder Gegenstand sendet Schwingungen aus und diese Schwingungen fangen die Fledermäuse auf. Ich glaube, der Mensch verfügt auch über solch ein Radarsystem. Bemüh dich, es zu entwickeln, Beer. So wirst du unabhängig!«

»Glaubst du, dass ich das kann?«

»Aber natürlich. Ich hab Blinde schon Fußball spielen sehen. Stell dir das mal vor: Zwei Mannschaften in einer großen Halle. Spieler, die fast nichts mehr sehen. Trotzdem finden sie den Ball. Sie dribbeln, geben Vorlagen, schießen Tore. Niemand begreift, wie das möglich ist. Trotzdem ist es so. Sie hören, wo der Ball ist. Sie spüren, wo ihr Gegenspieler steht.«

Beer hatte Messer und Gabel genommen. Er tastete am Tellerrand entlang, pickte mit der Gabel Fleisch auf, schob mit dem Messer das zerdrückte Essen auf die Gabel – und

ohne besonders viel zu kleckern, hatte er ganz allein seine erste warme Mahlzeit verzehrt.

Danach hatte ihn der Student mit auf den Korridor genommen. Plötzlich hatte er Beers Arm losgelassen: »Lauf mal allein!«

»Aber ...«

»Doch, du kannst es. Vorwärts, immer geradeaus.«

Beer war vorsichtig weitergetappt, doch auf einmal war er stehen geblieben.

»Warum gehst du nicht weiter?«

»Ich ... ich hab das Gefühl, dass da irgendwas steht.« Beer hatte seine Arme ausgestreckt. Und wirklich! Vor ihm war eine Wand.

»Siehst du?«, rief der Student triumphierend. »Siehst du, dass du es spürst?«

Beer war sich dessen noch nicht ganz sicher, aber es stimmte, dass er dicht vor der Wand stehen geblieben war.

Die Geräusche des Nachmittags: erst das Mittagsschläfchen und Gerrits lautes Geschnarche. Später dann schlürfende Schritte auf dem Korridor. Stimmen, Geraschel von Papier, das um Blumen und Süßigkeiten gewickelt war, kündigten die Besuchszeit an. Dann kam Mutter, manchmal mit Oma, manchmal mit Annemiek.

»Wer ist der unsympathisch aussehende Mann mit den langen Haaren und dem Bart?«, hatte Oma einmal flüsternd gefragt. Oma hatte etwas gegen Langhaarige.

»Der gehört nicht hierher«, hatte Beer geantwortet.

»Doch, Junge. Er liegt ja dir gegenüber. Links in der Ecke.«

Jetzt erst hatte Beer begriffen, dass Oma den Studenten gemeint hatte. Das verwirrte Beer, denn er hatte sich den Studenten ganz anders vorgestellt. Und wieder wurde ihm bitter bewusst, dass die Menschen in ihrem Urteil über andere so unbesonnen vom Äußeren ausgingen: von einem Bart und langem Haar, von einem vornehmen grauen Anzug, von einem zu kurzen Kleid. Nach einem Rollkragenpullover, einem schönen Ring oder einem Oberhemd mit Krawatte wurden Menschen gleich in bestimmte Schubfächer gesteckt. All diese Äußerlichkeiten zählten nicht mehr, wenn man keinen Schimmer sehen konnte.

»Der Student ist hier mein allerbesten Freund«, hatte Beer gereizt geantwortet.

Und weil er spürte, wie Oma darauf zu Mutter hinsah, hatte er noch spitzer hinzugefügt: »Und er hat nur noch ein paar Wochen zu leben.«

Die Morgen, die Mittage, die Abende und die Nächte reihten sich gleichmäßig aneinander. Doch die Tage verrannen nicht mehr. Dazu war in Saal 3 zu viel geschehen, was Beer tief berührt hatte. Da waren zuallererst die Gespräche mit dem Studenten, der sein Bestes tat, um Berend auf dem schwierigen Weg, der noch vor ihm lag, zu helfen. Nur ein einziges Mal ließ er erkennen, warum er das so wichtig fand:

»Ich möchte so gerne, dass etwas von mir in dir weiterlebt.«

Was dies betraf, hatte Beer ihn vollkommen beruhigen können. Dann war da die wachsende Freundschaft zu dem sonderbaren, rauen Gerrit, der trotz seines großen Mundwerks doch ein weiches Herz besaß. Es war rührend, mit welcher Sorge er Beer umgab.

»Schwester«, sagte er einmal zu der ziemlich strengen Schwester Ras. »Könnte Beer mich nicht einmal in einem Rollstuhl herumfahren? Dann würde ich mal was anderes sehen als immer nur Cruyff, den Bäcker und den Bartaffen in der Ecke.«

Schwester Ras hatte einen Rollstuhl geholt und Gerrit unter großem Gelächter hineinbugsiiert.

»Und jetzt schieben, Beer. Der Blinde, der den Lahmen geleitet.«

Sie fuhren auf dem Korridor von einem Ende zum anderen und hatten eine Menge Spaß. Plötzlich sagte Gerrit mit geheimnisvoller Stimme: »Stopp, Beer, und ein Stück zurück. Dreh mal nach rechts. Noch 'n bisschen. So, ja, und jetzt langsam vorwärts, und leise.«

Beer schob den Rollstuhl vorsichtig weiter.

»Etwas nach links«, flüsterte Gerrit fast unhörbar.

Was hatte er vor?

Sie mussten jetzt ganz nahe bei der Küche sein, dachte Beer. Er hörte, dass Tassen auf Untertassen gestellt wurden. Ein Wasserhahn lief. Und dann hörte Beer die erstaunte Stimme von Schwester Ria: »Heh, was wollt ihr denn hier?«

»Schieb, Beer. Bis es nicht mehr weitergeht.«

Beer machte noch zwei Schritte.

»Hey, stopp!«, rief Schwester Ria nervös lachend. War sie in der Ecke eingeklemmt?

»Mach jetzt mal deine Ohren dicht, Beer«, murmelte Gerrit heiser. »Ria, kommst du mal her?«

»Das ... Nein, Gerrit, lass mich los!«

Beer hörte Schwester Rias Füße und das Geräusch der gestärkten Schürze. Dann schien es Beer, als habe Schwester Ria das Gleichgewicht verloren und sei auf Gerrits Schoß geplumpst.

»Nein, Gerrit. Das gibt es ni...« Schwester Rias Stimme wurde erstickt und der Grund war nicht schwer zu begreifen. Dann eine ziemliche Stille. Beer hörte nur den Kessel, der auf dem Gas stand und dampfte. Der Rollstuhl unter seinen Händen wackelte richtig.

»So«, flüsterte Gerrit und seufzte zufrieden. »Das war der Erste, aber nicht der Letzte!«

Sahen sie sich an? Küssten sie sich wieder? Gespannt wartete Beer darauf, was Schwester Ria sagen oder tun würde. Musste man nicht erwarten, dass sie wütend war und Gerrit eine Ohrfeige gab? Das geschah glücklicherweise nicht.

»Aber Gerrit«, sagte sie leise, doch ihre Stimme klang nicht böse. Im Gegenteil. Sie stand wieder auf den Füßen. Strich sie ihre Kleider glatt? »Ria, übers Jahr krieg ich mein eigenes Schiff. Einen Lastkahn. Und da kommst *du* drauf!«

»Du bist verrückt!«

Gerrit lachte beinahe so froh wie ein Kind. »So, Beer, jetzt retour. Wieder auf den Korridor zurück.«

Mit der einen Hand zog Beer den Rollstuhl hinter sich her, mit der anderen tastete er sich zur Tür.

»Nee, Bengel, bisschen mehr nach links«, rief Gerrit übermütig. Und dann sagte er warmherzig und überzeugend: »Ria, es ist ein fantastisch schönes Leben auf einem eigenen Schiff.«

In Gedanken sah Beer Schwester Ria mit kräftigen Armen am Ruder eines Lastkahns stehen – und der Schiffer hatte seinen Arm um ihre Schulter gelegt.

»Beer, denk dran«, flüsterte Gerrit, als sie wieder auf dem Korridor waren. »Du hast nichts gehört und nichts gesehen.«

»Nein, ich hab wirklich nichts gesehen«, schmunzelte Beer und es war das erste Mal, dass er über seine Blindheit einen Scherz gemacht hatte. Das gab ihm ein befreiendes Gefühl. »Gut so, Junge. Fahr mich jetzt zurück in den Saal. Dann wollen wir Junker Cruyff 'n bisschen aufziehen.«

Später, als er wieder im Bett lag und Hilversum III hörte, sagte sich Beer, dass sowohl der Student als auch Gerrit ihm ein sehr persönliches Geheimnis anvertraut hatten. Und er fragte sich: Hätten sie das auch getan, wenn ich noch sehen könnte ...?

Endlich, endlich kam ein Morgen, der ganz und gar von einem einzigen kleinen Satz des Arztes erfüllt war. Der Arzt hatte den Verband gelöst und sich die gut heilenden Wunden angesehen. Dann sagte er: »Gut, Beer, von mir aus kannst du morgen nach Hause.«

Nach Hause! Diese zwei Worte erfüllten Beer durch und durch mit Freude. Doch kurz darauf kam ein Dämpfer. Wie sollte, wie konnte er dem Studenten diese Neuigkeit beibringen?